

Notizen im September

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Schweizer Heimwesen : Fachblatt VSA**

Band (Jahr): **58 (1987)**

Heft 9

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

<http://www.e-periodica.ch>

Notizen im September

Immer, wenn ich meine Mutter im Heim besuche, mache ich auch ihr einen Besuch. Sie war die Frau eines zu seiner Zeit bekannten Malers, der mit seiner Arbeit eine vielköpfige Familie zu ernähren vermocht hat. Die mehrheitlich im Ausland lebenden Kinder scheinen ebenfalls künstlerisch tätig zu sein. Was ihre Angehörigen betrifft, ist die Frau von ungewöhnlicher Zurückhaltung. Aber reden kann man gut mit ihr, und ich tue es gern. In aufgeräumter Stimmung erklärte sie neulich, im Grunde spüre und bedaure sie nur den unaufhaltsamen Verlust ihrer Leistungsfähigkeit. Dieser verstärkte in ihr das leidige Gefühl, von Woche zu Woche weniger wert zu sein. Das Spazieren ermüde sie rasch, desgleichen das Betten und Aufräumen. Und beim Lismen und Zuhören sei sie jeweils bald erschöpft. Als ich ihr mit der Entgegnung vorbeizukommen suchte, des Zwangs zur Leistungsfähigkeit ihrer früheren erwerbstätigen Jahre sei sie nun doch enthoben, stoppte sie mich mit einer Handbewegung noch vor dem Ende meiner Antwort. «Etwas zu leisten, macht mir halt Freude!» Ich war ein bisschen beschämt und verunsichert. Die sogenannte Aktivierung und die Animation sind vermutlich nicht der Weisheit letzter Schluss. Nur denke ich jetzt häufig, die Rede von der schönen Zwanglosigkeit des Ruhestandes könne ebenso ideologisch eingefärbt sein wie die Redensart von Zweck und Zwang. Du sollst dir auch vom Mitmenschen kein festes Bild machen! Wie man es nehmen will – ein Honiglecken ist das Leben, wenn man alt wird, nicht. Nicht nur und zu keiner Zeit . . .

*

Seit ich mich erinnern kann, haben wir Schweizer, wenn man von den Kindern absieht, uns im eigenen Land mit dem 1. August eher schwergetan. Die Bundesfeier in der heutigen Form geht auf eine Empfehlung des Bundesrates vor rund 100 Jahren zurück. In Sichtweite des 700. Geburtstages wurde das spektakuläre CH-91-Projekt in diesem Jahr als geplante Supermustermesse von den Innerschweizern wuchtig bachab geschickt. Bei der Wahl der Nationalhymne hatten wir bislang auch nicht gerade eine glückliche Hand. Das Zelebrieren der Staatsidee, schrieb die «NZZ», sei weder eine Stärke noch eine Vorliebe des Schweizervolkes. «Auf den Festplätzen in Stadt und Land weicht das rhetorische Feuerwerk mehr und mehr der vorzugsweise chinesischen Pyrotechnik, die den helvetischen Sommerhimmel tosend und krachend illuminiert und so die Leerstellen der Bundesfeier übertönt. Die bengalisch beleuchtete Pyramide des örtlichen Turnvereins entfällt, weil sich zuviele ihrer Stützen an fernen Gestaden sonnen. Man mag sich vor einer Überbewertung solcher Äusserlichkeiten hüten und demokratischer Folklore mit der gebührenden Reserve begegnen. Doch bilden auch solche, scheinbar belanglose Zeichen ein Stück Schweiz.»

Ein ehemaliger Kollege berichtete, an einer Redaktions-sitzung mit jungen Redaktoren des Durchschnittsalters unter Dreissig, an welcher die 1. August-Nummer zu

Faden geschlagen wurde, habe der Vorschlag eines Mitglieds der Runde am meisten Anklang gefunden, wonach der junge Mann, als amerikanischer Tourist verkleidet, in der Stadt herumlaufen und die Einheimischen mit der Frage schockieren wollte: «Wer ist August?» Seinem Bericht fügte der ehemalige Kollege bei, nach erfolgtem Redaktionsbeschluss habe er den Mann gefragt, ob denn die Ablehnung fremder Richter und Vögte, die vor 700 Jahren als äusserst wichtig erschienen sei, für ihn und für seine Altersgenossen keine Bedeutung mehr habe. Das schon, habe der Gefragte erwidert, nur sei diese Sache bei den Lenkern unseres Staates seither offenbar in Vergessenheit geraten. Daher halte er die Frage «Wer ist August?» für echt vaterländisch. Mag sein.

Im Lauf der letzten Jahrzehnte ist der 1. August in vielen Kantonen zum gesetzlichen Ruhetag erklärt worden wie der 1. Mai. Natürlich missgönne ich niemandem diese (gesetzlichen) Ruhetage, ich bin ja auch Arbeitnehmer. Nur bezweifle ich, hin und wieder etwas beklommen, ob damit dem Nationalfeiertag auf die Beine geholfen worden sei. Soweit ich sehe, scheint eher das Gegenteil der Fall zu sein. Jetzt ist er fester Bestandteil des Kalenders, weil er Ruhetag ist. Seine Rechtfertigung kommt heute aus der Arbeitswelt und mithin aus einem Lebensbereich, den man als notwendiges Übel in Wahrheit verachtet. Seit die Mehrheit der Bewohner den Staat nicht als verantwortlicher Teilhaber, sondern vom Dienstleistungsangebot her als Konsument erfährt, werden die gemeinschaftsstiftenden, als «idealistisch» empfundenen Werte zunehmend «entmythologisiert» und kabarettreif. Das «Wir-Gefühl» der Heimat früherer Prägung macht einem Denken und Handeln von Gemeinschaften mit temporären und lokal wechselnden Zielsetzungen Platz. Man kann gegen diese Entwicklung nichts machen.

*

Im Rahmen der Sendereihe «Zürich im Gespräch» brachte Radio DRS im Regionaljournal für die Kantone Zürich und Schaffhausen am 28. Juli ein Gespräch mit dem Zürcher Schriftsteller Peter Zeindler. Dr. P. Zeindler las erst einen funkelnden, allerdings nicht sonderlich tiefgründigen Text vor, weshalb er an der Limmatstadt viele zweifelhafte, ihn beunruhigende Schattenseiten sehe, und gab im anschliessenden Gespräch auf Anfrage auch bereitwillig Auskunft darüber, warum er trotz allem gar nicht so ungern in eben dieser Stadt lebe. Aufgewachsen ist er in Schaffhausen, wo ich ihn kennen gelernt habe. Früher sprachen wir viel und lang miteinander. Er rezensierte Theateraufführungen, und noch heute meine ich, dass seine Rezensionen kleine Kunstwerke waren.

In dem Radiointerview von Ende Juli hat mich freilich eine Bemerkung Zeindlers irritiert. Er bezeichnete sich selber als Journalisten und als Autor von Agentenromanen. Wechselweise brachte er den einen Sachverhalt als

Begründung für den anderen vor. Ich bezweifle nicht, dass er aus seinem Leben eine Wahrheit gesehen und genannt hat. Aber es ist *sein* Leben, *seine* Wahrheit. So kann einer nur reden, der die Realität vor allem als Image begreift. Es lässt sich nicht leugnen, dass man, sei es als Journalist oder als Verfasser von Agentengeschichten, am Image einer Stadt oder eines Landes jederzeit kratzen kann. Man kann dieses Image als Scheinwirklichkeit in Zweifel ziehen. Es lässt sich auch nicht leugnen, dass wir in einer Zeit des Scheinheiligen leben. Es kommt alles auf den schönen Schein an, auf das Image, das bald genug als Pseudorealität verdächtig ist. Nur denke ich, dass in unserer imagesüchtigen Welt kein Mensch allein deswegen für andere vorbildlich werden kann, weil er sich selbst für unscheinlich hält. So leicht darf sich ein Mann von Zeindlers Schlag wohl doch nicht aus der Affäre ziehen.

*

In einem sonst nicht sehr erheblichen Zeitungsartikel über eine (eher unbedeutende) Zürcher Politikerin steht der Satz, da Wissenschaft und Religion sich heute einander annäherten, könne man die Tachyonen-Energie nicht mehr kurzerhand als Scharlatanerie abtun. Ausser dem, was im Lexikon steht, weiss ich über die Tachyonen-Energie so gut wie nichts. Trotzdem bin ich geneigt, die zitierte Annäherung für zutreffend zu halten. Auf sie verweist auch Reinhart Maurer, dessen Buch über «Revolution und Kehre», ob zwar bereits 1975 erschienen, immer noch äusserst lesenswert ist.

Was Wissenschaft ist, insbesondere Naturwissenschaft, und was Wissenschaft will, ist seit Thomas Hobbes – er sprach noch von «Philosophy» – ziemlich gut bekannt. Im «Leviathan» sagt Hobbes über den Sinn moderner Wissenschaftlichkeit, der Leitfaden *geregelter* Gedanken sei der, sich von einem Ding vorzustellen, «was wir damit machen, wenn wir es haben». Für ihn ist die Wissenschaft ganz eindeutig bestimmt «durch das Wissen, das erworben wird, indem man von der Art der Entstehung eines Dinges auf seine Eigenschaften oder von den Eigenschaften auf den wahrscheinlichsten Weg seiner Entstehung schliesst.»

Wenn der Glauben mehr sein soll als bloss der Lückenbüsser des Wissens, kommt die Annäherung nicht dadurch zustande, dass sich das Wissen verdunkelt («credo, quia absurdum»), weil zunehmend auf Beweis und Begründung verzichtet wird. Doch die Annäherung kann ebenso wenig dadurch erfolgen, dass der Bereich des Nichterklärbaren, Nichtmachbaren, Schritt vor Schritt zurückgedrängt und zum vermeintlichen Verschwinden gebracht wird. Die Fragestellung scheint mir, ob so oder so, vom Ansatz her falsch. Beide Bereiche können sich nur deshalb voneinander entfernen oder sich einander annähern, weil wir Menschen sie, die schon immer zusammengehört haben, trennen (müssen). Jetzt sind wir daran, das Geheimnis dieses Zusammengehörens neu zu entdecken. Am ehesten könnte wohl, meine ich, die Vorstellung der Komplen-

tarität zum Vergleich beigezogen werden. Aber mehr als ein behelfsmässiger Vergleich ist es nicht.

*

Darauf gestossen hat mich der Hinweis von Jürg Ramspeck in der «Weltwoche». Ich habe das unter dem Titel «Titanic oder Arche Noah» im Rauhreif-Verlag erschienene, 1987 von Patricia N. Franchini und Suzanne Kappeler herausgegebene Buch in einem Zug gelesen wie einen spannenden Ferienkrimi. Bei der Bestellung konnte ich damit sogar meinen Buchhändler verblüffen. Ob ich's richtig verstanden habe, muss offenbleiben. Es handelt sich um Gespräche zu Energie, Technik und Gesellschaft.

Hauptakteure sind Michael Kohn, den man als Befürworter der Atomenergie kennt, und die Zürcher Stadträtin Ursula Koch vom anderen Ufer. Über die Zuordnung der unterschiedlichen Standpunkte braucht niemand lange zu rätseln. In einem Streitgespräch sagt Ursula Koch: «Ich behaupte, das technische und das menschlich-biologische System seien nicht kompatibel. Im Kern ihres Wesens vertragen sie sich nicht und stehen einander feindlich gegenüber.» Kohn sagt – wen wundert's? – genau das Gegenteil: «Für mich bleiben das technisch-materielle und das menschliche System gänzlich kompatibel, sofern wir im technischen System die Gefährdungspotentiale reduzieren und nach einer Kosten-Nutzen-Analyse die Vorteile die Nachteile überwiegen.»

Mir liegt persönlich die Meinung von Ursula Koch näher. Trotzdem fühle ich mich genötigt, beiden Kontrahenten recht zu geben. Als feindliche Brüder gehören beide Systeme nach meinem Dafürhalten zusammen. Es ist das Geheimnis des ursprünglichen Zusammengehörens dieser Brüder, dass die Frau von der Inkompatibilität und vor allem von der Gefährlichkeit der Technik – das ist der Bereich des Machbaren – spricht. Für den Mann hingegen, der wohl nicht zufällig die Rolle des Energiepapsts abgelegt hat, ist die Kompatibilität gegeben, aber er nennt im angehängten Konditionalsatz («sofern...») sovieler Voraussetzungen, dass es schwer ist, sie allesamt für erfüllbar zu halten. Er erfährt dasselbe Geheimnis von der anderen Seite.

Wir sind augenscheinlich dazu verurteilt, dem unauflöslichen Spannungsverhältnis beider Systeme standzuhalten. Suchen wir das Geheimnis auf Anhaltspunkte für die Unvereinbarkeit der Systeme ab, tritt die Kompatibilität mehr hervor. Gehen wir aber von der Vereinbarkeit aus, rückt die Unvereinbarkeit in den Vordergrund. Man kann die Spannung nicht lösen. Halten wir sie nicht aus, müssen wir ihr in dieser oder jener Form zum Opfer fallen. Das Spannungsverhältnis, dem es standzuhalten gilt, widerspiegelt sich auch im Heim. Ist es eine Lebensgemeinschaft oder ein ökonomisch geregelter und organisierter Betrieb? Ist es gewachsen oder gemacht? Die menschliche Logik sträubt sich dagegen, sowohl das eine wie das andere als ein und dasselbe zuzulassen.

Cerberus Sicherheitstechnik schützt Menschen und Werte



Cerberus AG, CH-8708 Männedorf, Telefon 01/922 61 11. Zweigniederlassungen und Verkaufsbüros in Bern, Chur, Genf, Lugano, Lutry, Luzern, Pratteln und St. Gallen.